

Wilhelm Buschs Verhältnis zur Sprache

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1982)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie wir erfahren, wird die ganze Angelegenheit, also die Vorverlegung des Französischunterrichts unter gleichzeitiger Schmälerung des Deutschunterrichts, um ein Jahr verschoben, um hoffentlich zu einer andern Lösung zu kommen.

Eugen Teucher

Wilhelm Buschs Verhältnis zur Sprache

Zum 150. Geburtstag des Maler-Dichters

Wenn man die landläufig bekannten Verse Wilhelm Buschs vor sich hin spricht, so kann man sich keine rechte Vorstellung davon machen, wie sein wahres und lebendiges Verhältnis zur deutschen Sprache beschaffen war. Ich denke dabei an Verse wie die aus „Max und Moritz“:

„Dieses war der Meister Böck;
denn das war sein Lebenszweck“ oder:

„Witwe Bolte in der Kammer
hört im Bette diesen Jammer“ oder:

„Jedes legt noch schnell ein Ei,
und dann kommt der Tod herbei“ oder:

„Daß sie von dem Sauerkohle
eine Portion sich hole.“

Das sind doch ganz armselige Reimereien, könnte man denken. Es ist das Verdienst Hans Balzers, in seinem Buche über „Wilhelm Buschs Spruchweisheiten“ die Bedeutung, die das Wort, das Dichterische also, in seinem Gesamtschaffen hatte, ins rechte Licht gestellt zu haben. „Es ist bemerkenswert“, schreibt Balzer, „daß die erste Buchveröffentlichung des jungen Wilhelm Busch als ein Werk gedacht war, in dem das Wort die führende Stellung und der Zeichenstift lediglich die Aufgabe der Illustrierung haben sollte. In der Zeit zwischen Antwerpen und München wurde der Plan zu einem Märchenbände gefaßt. In dieser Zeit hatte sich Busch sehr für das altüberlieferte Volksgut, das er in seiner Heimat in Märchen, Sagen und Liedern noch lebendig vorfand, interessiert. Er schöpfte unmittelbar aus der Quelle, ließ sich von alten Leuten erzählen, was von alters her auf sie weitervererbt war, sammelte es, zeichnete es

auf und wollte es mit Zeichnungen seiner eigenen Hand herausgeben. Ein Verleger war bereits gefunden; aber leider zerschlug sich das Unternehmen, als die Vorarbeiten schon weit gediehen waren, an der Unzulänglichkeit des Verlages. Immerhin ist aber dieser Plan ein bedeutsames Zeichen dafür, wie früh schon der Maler und Zeichner sich zu literarischen Abstechern verleiten ließ.“

An zahlreichen Stellen seines humoristischen Lebenswerkes äußert sich Wilhelm Busch über sprachliche Fragen. „Die Muttersprache hat man von früh auf plappern gelernt, und wie! Darum wird man auch bald einmal etwas recht Hübsches damit dichten lernen“, sagte er in einem Brief, und in einem andern meinte er: „Jede Sprache ist Bildersprache.“ Wie Gottfried Keller und überhaupt alle einsamen Menschen ist er mit dieser der Auffassung: „Ein Schönredner ist ein rhetorischer Seilwinder“ oder:

„Guten Tag, Frau Eule!
Habt Ihr lange Weile?
Ja, eben jetzt,
Solang Ihr schwätzt!“

In „Eduards Traum“ findet man die Stelle:

„Ein Barbier, der mit wenig Seife viel Schaum schlagen konnte, war kürzlich unter die Literaten gegangen und wollte sich demnächst mit einer Köchin verheiraten, die ohne Schwierigkeit ein einziges Eiweiß zu mehr als fünfzig Schaumklößen aufbauschen konnte, also auch was leisten konnte.“ In „Bählamme“ heißt es:

„Wie wohl ist dem, der dann und wann
sich etwas Schönes dichten kann.“

In seinen Verserzählungen braucht Wilhelm Busch fast durchgehend, ob sie nun satirisch oder ernsthaft gemeint sind, den vierfüßigen Jambus. Er wollte also offenbar von der Tradition der Klassiker abrücken, die ja den fünffüßigen Jambus gepflegt hatten. Aber auch nicht bloß von der Form her macht sich Wilhelm Busch über das Dichten auch lustig, wenn er in seinen Aphorismen schreibt: „Ein Lyriker bringt seine Gefühle zu Markte wie der Bauer seine Ferkel.“ Und wiederum in Briefen spottet Busch über das Schreiber- und Künstlervölkchen: „Bekanntlich hat das Schreiber- und Künstlervölkchen und überhaupt alles, was dem lieben Publikum etwas vormacht, viel zuviel Eitelkeit, um zu rechter Zeit, im rechten Lebensalter mit Maul, Hand und Fuß sich fein still zu verhalten.“

Wilhelm Busch stammt aus dem Hannoverschen, und das ist bekanntlich dasjenige Gebiet in deutschen Landen, wo man das beste Deutsch spricht, aus Wiedensahl, wo er am 15. April 1832, also vor 150 Jahren, geboren wurde. Er begann sein Studium des Maschinenbaus an der Technischen Hochschule in Hannover, wandte sich aber bald, seinen Genius der Kunst in sich ahnend, an die Kunstakademie Düsseldorf, wo er sich, den faulen Hund in sich zu bekämpfen, folgenden beachtlichen Stundenplan auflegte:

- „1. Besagtem W. B. wird aufgegeben, sich morgens sieben Uhr dreißig aus den Federn zu erheben. NB: früher, wenn's beliebt.
2. Bis halb neun muß er mit Anziehen, Kaffeetrinken, seiner Morgenpfeife usw. unwiderruflich zu Ende sein.
3. Von halb neun bis zwölf Uhr hat er möglichst fleißig auf der Akademie zu arbeiten.
4. Von zwölf bis halb zwei ist Bummel- resp. Essenszeit wie auch Zeit für den Besuch der Bibliothek.
5. Von halb zwei Uhr bis zum Dunkelwerden: Arbeiten auf der Akademie.
6. Vom Dunkelwerden bis zum Aktzeichnen ist ad libitum zu verfahren.
7. Das Aktzeichnen ist nie zu versäumen.
8. Die übrigbleibende Zeit ist vorzüglich dem Studium der Geschichte und der Komposition zu widmen. NB: zu Abend zu speisen und Pfeife zu schwelgen ist nicht untersagt.
9. Von den genannten acht Paragraphen ist nur mit Einwilligung des Verstandes und Gemütssinnes eine Abweichung gestattet.
10. Für den Sonntag gelten die vorigen Paragraphen nicht. Die Benutzung derselben steht ganz in der Willkür des oben genannten Individuums.“

In den Jahren 1851 und 1852 lebte Wilhelm Busch in Antwerpen, fleißig die Meisterwerke der dortigen Museen kopierend. 1854 finden wir ihn in München, ungefähr zur gleichen Zeit wie Gottfried Keller. Von 1859 bis 1871 liefert Busch regelmäßig Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter“ und die „Münchner Bilderbogen“. Von 1867 an war er häufig in Frankfurt bei seiner Schwester, der Witwe des Pfarrers Nöldeke. Von 1865 bis 1872 erschienen seine berühmten Meisterwerke „Max und Moritz“, „Der heilige Antonius von Padua“ und „Die fromme Helene“. „Der heilige Antonius von Padua“ blieb bis ins 20. Jahrhundert hinein auf dem Index der katholischen Kirche. Wilhelm Busch starb am 9. Januar 1908 im Alter von 76 Jahren.

Eugen Teucher